

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Preis Ausschreiben Nr. 48: Eine Mosaiknovelle.

Mosaiknovelle.

I.
 Mr. Charles Faber, ein Mann von etwa dreißig Jahren mit klugem, scharfgeschnittenem Gesicht, einer der geschicktesten Rechtsanwälte New Yorks, sitzt in seinem Geschäftszimmer vor dem Schreibtisch. Mit gewohnter Ruhe, die allerdings heute etwas Gezwungenes und Starres besitzt, überliest er ein Telegramm und zwei Briefe, die er soeben geschrieben hat.

Der erste Brief ist an seine Frau gerichtet.
 Liebe Edith!

Eine geschäftliche Angelegenheit zwingt mich, sofort auf einige Tage zu verreisen. Die Sache eilt so sehr, daß ich nicht einmal mehr Zeit finde, Dir und den Kindern Lebewohl zu sagen. Wenn ich Dir weder das Ziel noch den Zweck meiner Reise angebe, so geschieht es in der Befürchtung, der Brief könnte durch Zufall in unredliche Hände geraten. Gib den Kindern von mir einen Kuß und zweifle nicht daran, daß Dich bald wieder umarmen wird
 Dein Charly.

Der andere Brief lautet wörtlich:
 Herrn Thomas Gall!

Wenn ich Ihnen mitteile, daß ich zur verabredeten Stunde an dem von Ihnen bezeichneten Ort sein werde, so stehe ich nicht an, Ihnen gleichzeitig zu erklären, daß ich Sie für einen vollendeten Schurken halte. Ohne Zweifel, in diesem Augenblick sind Sie im Vorteil. Aber besinnen Sie sich, bevor Sie ihn ausnugen. C. F.

Auf dem Telegramm stehen die folgenden Zeilen:
 „Ehster Nooth! Deine erste Forderung ist erfüllt. Ob

Du auf der zweiten zu bestehen das Herz hast, wirst Du mir ins Gesicht sagen müssen.“

Charles fuvertiert die Briefe, nimmt Hut, Stock und eine kleine Handtasche und verläßt sein Bureau. Vor seiner Tür hält ein Wagen, an den er überrascht herantritt. Der Kutscher greift an seinen Hut und sagt: „Mr. Burnes hat mich gleich hierher geschickt. Er erwartet Sie seit zwei Stunden.“ — „Zimmer der Alte,“ sagt Charles mit einem Anflug von Lächeln in seinem ersten Gesicht. „Aber halten Sie unterwegs einen Augenblick vor dem nächsten Postamt.“ Mit diesen Worten besteigt er den Wagen, der schnell davonfährt.

Der „Welt-Spiegel“ hat seine Leser so oft mit novellistischer Unterhaltung versorgt, daß es vielen ohne Zweifel eine Genugtuung bereiten wird, wenn wir ihnen mit unserem heutigen Preis Ausschreiben Gelegenheit zur Redaction bieten. Wie im alten Gesellschaftsspiel jeder Teilnehmer sein poetisches Scherzlein zu einem gemeinsam zu verfassenden Gedicht beisteuern muß, so etwa stellen wir unserem Leserkreis die umfangreichere und schwierigere Aufgabe, sich an einer novellistischen Mosaikarbeit zu beteiligen, deren Resultat eine abgeschlossene Novelle sein soll.

Als Grundlage für diese Arbeit der Preisbewerber bieten wir die oben abgedruckte kurze Einleitung. Die darin ausgesprochenen Beziehungen und Andeutungen müssen in den Fortsetzungen sinngemäß verarbeitet und möglichst wirksam fortgesponnen werden.

Die Bedingungen für die Mitarbeiter sind folgende:

1. Die Aufgabe besteht zunächst darin, zu der gegebenen Einleitung eine Fortsetzung von höchstens 25 Druckzeilen zu je 16 Silben zu liefern. Die jeweilig von uns als beste akzeptierte Fortsetzung erhält einen Preis von 30 Mark. Sie wird indessen nicht veröffentlicht, sondern ein Abdruck davon allen denen zugelandt, die sich weiter zu beteiligen wünschen und uns ein frankiertes und adressiertes Kuvert zugehen lassen. Bei allen ferneren Fortsetzungen, die ebenfalls über die angegebene Zeilenzahl nicht hinausgehen dürfen, wird das gleiche Verfahren eingeschlagen.

2. Die erste Fortsetzung muß bis zum 1. Januar 1909 in unseren Händen sein. Die weiteren Fortsetzungen sind stets innerhalb von 10 Tagen nach Empfang unserer Sendung abzuliefern. Eine besondere Aufforderung zur weiteren Mitarbeit wird, sobald wir die fällige Fortsetzung gewählt haben, jedesmal im „Welt-Spiegel“ erscheinen.

3. Jedem Preisbewerber steht es frei, sich auch dann an der Mitarbeit weiter zu beteiligen, wenn eine oder mehrere seiner Fortsetzungen nicht preisgekrönt wurden.

4. Die Redaktion behält sich das Recht vor, zu einem bestimmten Zeitpunkt den Abschluß der Novelle einzufordern.

5. Die Veröffentlichung der ganzen Novelle mit den Namen der einzelnen erfolgreichen Bearbeiter erfolgt in einer Mai-Zummer des „Welt-Spiegels“. Eine schriftliche Benachrichtigung über den Ausfall der Prüfung findet nicht statt. Die nicht zum Abdruck geeigneten Einsendungen werden vernichtet.

Ein Frauenschicksal.

Skizze von Max Bauer.

Die Selbstbiographie seiner Urgroßmutter, einer einfachen deutschen Frau, die nichts Weltstürmendes erlebte, deren Dasein jedoch reich an absonderlichen Schicksalsschlägen war, hat der Warrner Dr. Kirchner neu herausgegeben. Ein von der ersten bis zur letzten Zeile reizvolles Büchlein einer vollen Persönlichkeit, die ihre wechselvollen Lebenswege in ungekünstelter und darum doppelt eindringlicher Form zu schildern weiß. Kein „blumiger Romanstil!“ ist in den Aufzeichnungen zu finden, und dennoch steigert das Temperament der Erzählerin die Darstellung oft bis zur dramatischen Lebendigkeit. Es sind bei aller Einfachheit oft recht romantische Erlebnisse, die von Angelika Rosa in Briefen an eine Freundin erzählt werden.

„Angelika Rosa, Lebensschicksale einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert“ (Magdeburg 1908, Creutzsche Verlagsbuchhandlung), hebt mit dem für die Eltern unserer Helin überaus verhängnisvollen Tage 1736 an. Wir greifen die Vorworte dieses und der folgenden Jahre aus



Von der Revolution in Persien.

Revolutionäre in Täbris verteidigen sich in einem verbackenem Hause gegen Regierungstruppen.

dem Inhalt des Buches heraus, zu dessen interessantesten Partien sie gehören.

Der Vater Angelikas war Doppelprediger bei dem regierenden Grafen von W..., das heißt Synn Wittgenstein, und amtierte in Fischelbach, einem Dorf bei Arnberg im Kreis Wittgenstein. Der Warrner war Untertan des Grafen und als solcher Leibeigener wie die anderen Dorfbewohner. Dieses drückende Verhältnis, das sich natürlich auch auf Frau und Kinder erstreckte, abzuschütteln, war das Bestreben des Geistlichen. Er hatte drei seiner Kinder außerhalb Fischelbachs untergebracht, um gegebenenfalls mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern fliehen zu können. Es verlos aber geraume Zeit, ohne daß sich der Plan ausführen ließ, bis ein Zufall den Dörflern zu Hilfe zu kommen schien.

Eine Erberbschütterung verwüstete Schloß und Kirche des Dorfes. Nun wurde der Warrner ausgesandt, um in aller Welt Geld zur Wiederherstellung der Bauten zu erbetteln. Die Mutter Angelikas erzählte darüber ihrer Tochter in späterer Zeit:

„Es war gleich nach dem Osterfeste 1736, als dein Vater abreiste, und ich sah ihn mit traurigen



Geheimrat Dr. Rabner,
der Nachfolger Prof. Engelmanns
als Direktor des Beckler'schen
nischen Instituts.

Ähnungen nach. Vier Wochen
verstrichen, daß ich nicht die ge-
ringste Nachricht von ihm empfang.
Ich hörte bloß, daß er schon einige
hundert Taler eingesammelten
Geldes an den Grafen geschickt
hätte. Briefe an mich waren,
wie ich später erfuhr, aufgefangen
worden." Die Territorialherren
jener Zeit waren skrupellose
Tyrannen, stets zu den erbärm-
lichsten Willkürakten bereit. So
auch jener edle Graf von Sayn
und Wittgenstein.

Eines Tages, die Frau lag
krank danieder, erschienen der
Amtmann, der Schulze, zwölf
Mann Wache und ein altes Weib
bei ihr. „Alle schienen Mache,
Bosheit und Verwüstung an der
Stirn zu tragen, ich tat einen
lauten Schrei und befehlt kaum
noch so viel Besinnungskraft, um

den Amtsrichter zu fragen, was das alles bedeute.“
„Sie sollen gleich hören, was ich im Namen des Grafen
ihnen vorzulegen habe, und was das Ausbleiben Ihres Mannes
für Folgen für Sie hat,“ antwortete er mit harter Stimme. Er
las nun folgendes:

„Wir von Gottes Gnaden usw. geben nachfolgenden Befehl.
Da der Hofprediger Philipp Samuel Nosa mir auf eine den Ge-
setzen der Keibeiengenschaft zuwidergehende Art das Amt aufge-
kündigt und sich bei dem Fürsten von Coblenz engagiert, auch
noch die Dreistigkeit hat, durch diesen Fürsten anzudringen, daß
ihm sein Weib und Kinder verabsolgt werden sollen, so habe ich,
euer Oberherr, dem Amtsrichter befohlen, auf der Wache nicht
nur alles Hausgerät, Kleidung und Wäsche mit unfertigen gräf-
lichen Siegel zu versiegeln, sondern auch das Vieh wegzutreiben,
den Kornboden zu leeren, Knechte und Mägde abzuschaufen, und
euch selbst in gnädiger Rücksicht auf eure Schwangerschaft von
jetzt im Pfarrhause durch diese zwölf Soldaten Wache gefänglich
verwahren zu lassen. Aus besonderer Gnade ist euch diese Auf-
wärtin gegeben, welche jedoch den gemessenen Befehl hat, auf
alle eure Schritte acht zu geben. Dieser Arrest dauert
solange, bis euer Mann wieder persönlich zu seinen Pflichten
zurückkehrt.“ — Die Familie wurde nun im englischen Gewahrsam ge-

halten und elend genährt. Johannes, der achtfährige Sohn,
starb nach dreitägiger Krankheit, darauf wurde ange-
ordnet, daß der Frau wöchentlich auch ein Pfund
Fleisch und Sonntags etwas Wein gereicht werden
dürfte. Wenige Tage nach dem Begräbnis des
Kindes kam der vierundachtzigjährige Schwie-
gervater, um durch eine Wittschrift die Lös-
lösung der armen Frau zu bewirken. —
„Als ich mein Schwiegervater von der
siebzehn Meilen weiten Weite aus dem
Fenburgerischen erholt hatte, ließ er bei
dem Grafen um Audienz bitten. Er
wurde vorgelesen, und nachdem er
1600 Taler Kollatkengelber, die mein
Mann durch Kaufmannswechsel an
ihn übermacht, dem Grafen ausge-
händigt hatte, bat er um meine Ent-
lassung, aber vergeblich. „Nun wohl,“
sagte er zum Grafen, „mein ganzes
Vermögen besteht noch in fünfhundert
Talern, dies biete ich Ew. Excellenz zur
Ranzion für meine Kinder und Kindeskin-



**Ein neues Heine-Statuebild
von Bernhard Sopher in Düsseldorf.**

Das Denkmal, ein Werk eines jungen, talent-
vollen Düsseldorf'schen Künstlers, zeigt den
Dichter in den Jahren, da er zum letztenmal
in Düsseldorf weilte. Von den Heine-Statuen
der letzten Jahre ist die von Sopher die beste.
Gustav Berger, Elberfeld, phot.

an, und ich verpflichte mich noch
überdies, Ihr Leibeigener zu sein
an meines Sohnes Statt, so
lange mir Gott noch das Leben
verleiht.“

Der edle Herr von Sayn-
Wittgenstein nahm natürlich das
Geld an, entließ die Familie Nosa
aus der Keibeiengenschaft, beschied
aber, daß sie so lange gefangen
sein sollte, bis der entkommene
Pfarrer persönlich Verzeihung er-
beten hätte. Der alte Mann war
um sein Geld betrogen, und wenige
Stunden, nachdem er den an ihm
verübten Betrug erfahren hatte,
war er seiner Verzweiflung erlegen.

Noch immer im strengsten
Arrest gebar Frau Nosa Zwillinge,
ein Söhnchen, das bald starb,
und Angelika. Im Gefängnis
wurden die Kinder getauft von
einem Pfarrer, der die Dulderin
aus den Klauen des gräßlichen
Despoten befreien sollte.

Die beiden Schwestern des
Grafen fühlten inniges Mitleid
mit der Bedauernswerten und
sandten ihr durch den Pfarrer
Vorschriften, wie sie sich zu
halten habe, um befreit werden zu
können.

Der Arzt wurde bestochen und gab Frau Nosa, damit sie
nicht, wie der Tyrann gedroht, in dem Lurm gefangen gehalten
werde, beim Grafen für krank aus, als sie war. So kam der
16. Dezember heran. Der Tag der Flucht.

„Der schon gedachte Pastor aus dem Gebiete der Gräfinnen
war an der Nothe, zu predigen. Nach geendigem Gottesdienste kam
er zu mir, mich als eine Kranke zu besuchen, und nachdem er
mir wieder ein Biletz zugesteckt, worin mir Verhaltensmaßregeln
gegeben waren, ging er wieder weg. Er kam aber gegen Abend
zu einer hinteren Tür vermittelst einer verborgenen Treppe wieder
und verdeckte sich in einem Winkel der Kammer, die an meine
Stube stieß.“

In Todesangst, daß die Wärterin den Pfarrer entdecken könnte,
harrte die Gefangene bis Mitternacht. Doch der Geistliche hatte
der Wache Wein eustischen lassen, von dem auch die Wärterin
getrunken. „Meine Stubenwächterin schnarchte, so fest schlief sie.“

Nun schlug die Stunde der Erlösung. Nosa nahm ihre beiden schlum-
mernden Kinder auf und hielt sie unter der Bettdecke, die
sie wie einen Mantel umschlug und schlich in die
Kammer. Dort fand sie ihren Erlöser schlummernd.

Er ermunterte sich rasch, nahm den Knaben und
nun ging es lautlos aus dem Hause der
Grenze zu, an der ein Wagen hielt, der
die Flüchtlinge in dreiviertel Stunden in
die Freiheit brachte.

„Nosa schien gerettet. Während sie abe-
trachtete, wie sie sich verhalten sollte, um
eine Kompagnie Soldaten des Grafen,
um sie zu verhaften. Der Prediger
hatte bei dem Rettungswerk Hand-
schuhe und Stroh in der Kammer
liegen lassen. Doch im letzten Augen-
blick gelang es, das geleyete Weib
aus dem Hause zu einem Bauer zu brin-
gen, der Rollen aufsuch, um sie nach
Dillenburg zu fahren. Auf diesem Wagen
wurden Mutter und Kinder unter den Köp-
fen versteckt und durch die das Pfarrhaus be-
lagernden Soldaten in die Freiheit geführt.“



Leutnant Reuter
erlag in Kamerun den im Kampfe
mit den Eingeborenen erhaltenen
Wunden. H. Noack, Berlin W., phot.



Die Hannakische Amme im Stadtpark.

Es sind nur einige wenige, aber besonders charakteristische
Typen, die wir aus dem bunten Straßenleben Wiens heraus-
gehoben haben. Die Hannakin aus Mähren, die, wie die Szar-
wälderin in Wien, sich der Säuglingspflege in Wien widmet.
Freud und bunt gekleidet sind diese drallen Slawinnen, die nicht
deutsch lernen, auch wenn sie ein Menschenalter in der Kaiserstadt

„Haderlump! Haderlump! Knochen, Glässerben!“

Wiener Straßentypen.
Kestler phot.



Der Zuckerbäcker mit „G'fornem und Backerei“.



Der ungarische Husar als Kindermädel.

zubringen, ebensowenig wie der Magyar, der in Wien als Uszar
dient. Slawischer Herkunft sind auch meist die „Naturforscherrinnen“
der Kaiserstadt, die Lumpenwäckerinnen, die in den Höfen ihre
Rufe nach einer ganz eigenartigen Melodie ertönen lassen. Der
Wiener jedoch ist der „Zuckerbäcker“, der mit erbaulichem Ge-
wandtheit die Krübel mit Geförnem auf dem Kopf balanciert.

Meine Begegnungen mit Muley Hafid, dem neuen Sultan.

Von S. L. Ben Juan.

Ich sah ihn zum erstenmal, als ich an einem Nachmittage von Marrakech ausritt, um das Heiligtum des Sidi bel Abbas, des heiligen Schutzpatrons der Stadt, zu besuchen.

Ueber die „rote Ebene“, Wad al Hamra, die sich in endloser Weite von Osten nach Westen dehnte, galoppierte mit einer kleinen Schar maurischer Reiter entgegen; allen voran ritt ein hochgewachsener Mann auf feurigem Berberhengst, mit eisernem Bügelgriff den überschäumenden Mut des stolzen Tieres bändigend. Obwohl das Roß mit kostbarer langherabhängender Satteldecke geschmückt war, und des Reiters weite wallende Gewänder einen fast unmännlichen Eindruck machten, war doch in Sitz und Haltung jene ruhige Sicherheit des Arabers unverkennbar, der mit seinem Tiere zu einem Wesen verwächst. Er erwiderte meinen Gruß mit geneigter Höflichkeit, als er an mir vorbeiflog, gefolgt von seinem Sekretär und drei Soldaten seiner Eskorte.

„Das ist des Sultans Bruder, Muley Hafid,“ sagte mein Begleiter mit Ehrfurcht in der Stimme.

Die Augen, in die ich da auf einen Augenblick geschaut, hatten mir einen starken Eindruck hinterlassen. Ein kühnes entschlossenes Antlitz mit vorwärtigeren Alenase und kurzem wohlgepflegten Bart. Die dunkelbraune Hautfarbe ließ erkennen, daß der verlorene Sultan Muley el Dschan die Mutter dieses Sohnes unter den dunkleren Schönheiten seines Harems auserkoren hätte.

Seitdem habe ich Muley Hafid öfters gesehen und noch mehr von ihm gehört, um die Bedeutung dieses Mannes und seine Stellung innerhalb der Wirren des Landes würdigen zu können. Er ist ein Feind alles europäischen Luxus und hat sich häufig scharf gegen die „Handelsagenten“ ausgesprochen, die sich untereinander verschworen hätten, seinem Halbbruder Muley Abdul Mis Kollisionsangelegenheiten anzuhängen, für die er keine Verwendung habe; er hat diese Leute als das Uebel bezeichnet, das den Bankrott des Staates nach sich ziehen würde.

Dabei ist er durchaus kein fanatischer Gegner moderner Kultur. Auch er bringt der Photographie ein gewisses Interesse entgegen und schenkt den europäischen Verehrern soviel Vertrauen, daß er, als eine seiner Lieblingsfrauen schwer erkrankte, einen europäischen Doktor zuzog, ihm die Erlaubnis gab, den Harem zu betreten und von ihm eine Operation ausführen ließ, die seiner Frau das Leben rettete. — In seiner Wirksamkeit als Stadthalter hat er mit großer Aufopferung für das Wohlergehen seiner Kruppen gesorgt und der jüdischen Gemeinde einen besonderen Schutz angedeihen lassen.

Zahrelang hat so Muley Hafid unter Umständen schwerster Art treu zu seinem Halbbruder gestanden.

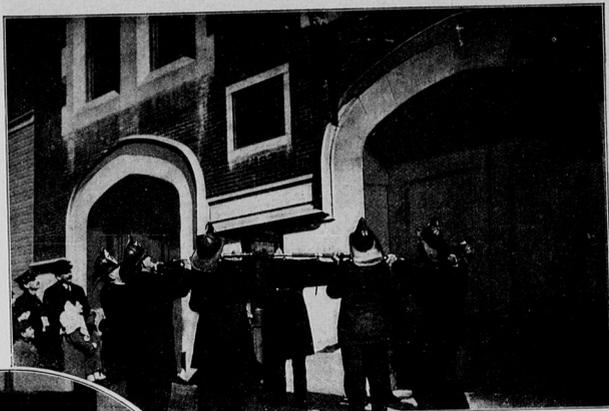
Nun wieder landeten die großen südländischen Stämme Voten an ihn und drängten ihn, das Banner der Empörung mit der Begründung zu entfallen, daß der Sultan Marokko an Europa verkaufe.

Lange hat sich der Stadthalter zurückgehalten, hat mit diplomatischen Ausflüchten geantwortet. „Ich habe mein schönes Haus und Amt,“ so äußerte er sich wohl. „Zahlreiche Frauen sind mein eigen. Fünftig oder sechzig herrliche Hefse stehen in meinen Ställen. Was kann sich ein Mensch mehr wünschen? Warum soll ich mich den Aufregungen preisgeben, die meinen Bruder und Herrn umgeben?“

Doch im Beginn des Junis drängte diese Schwantende und unsichere Sachlage zu einer Entscheidung hin. Abgehandelt

Von der New Yorker Feuerwehr.

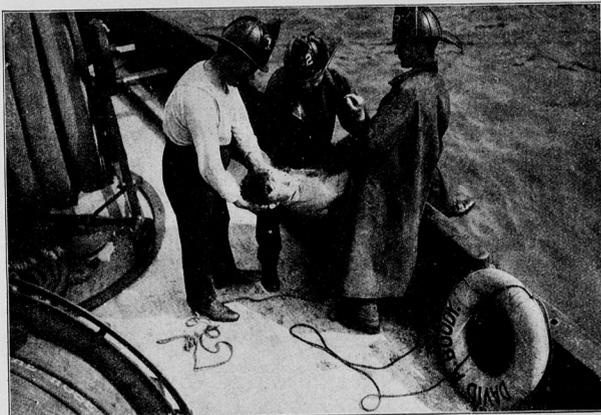
Chef Krozer, der Leiter der New Yorker Feuerwehr, hat in den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit dieses Institut zu einem der ersten in der ganzen Welt zu machen gewußt. Mit nie erlahmender Energie hat er seine Mannschaften für ihren gefährlichen Beruf herangebildet. Wie der New Yorker Feuerwehrmann zu Wasser und zu Lande arbeitet, zeigen drei unserer Bilder. Der New Yorker ist heute stolz auf seine Wehr, und er hat ein Recht dazu. *Brown Brothers phot.*



Mit dem Sprungtuch.



Rettung aus höchster Gefahr.



Feuerwehr am Hafen.

drei mächtige Stämme noch nicht erklärt hatten. Besondere Erlaubnisse wurden sogleich an sie abgehandelt mit der feierlichen Anfrage, ob sie sich all den anderen anschließten wollten, wenn Muley Hafid das Banner seiner Herrschaft entrollte, seine Rechte proklamierte als des Sultans älterer Bruder, um die Ungläubigen aus dem Lande zu vertreiben. Wieder verging eine Weile. Dann kamen auch von den letzten Stämmen Abgesandte, um dem neuen Sultan zu huldigen. Der Heilige Krieg ward in feierlicher Versammlung erklärt und Muley Hafid noch einmal verkündet, daß der ganze Süden bereit sei, unter ihm zu kämpfen, und daß er sich nun endlich erklären müsse, wenn sie nicht an seiner Statt einen anderen Bruder des Sultans wählen wollten.

Jetzt hielt Muley Hafid seine Stunde für gekommen und nahm die Proklamation des Volkes und der religiösen Körperschaften von Südmarokko an.

Nun reitet er durch die Straßen der Stadt unter dem Mhdal, dem großen grünen Schirm, der das äußere Zeichen maurischer Herrscherkraft ist. In den Moscheen wird sein Name ausgerufen, und tausend Gebete steigen zu Allah empor für den neuen Erretter der Gläubigen, der sein Vaterland frei und glücklich machen wird. Nun betet der neue Sultan im Heiligtum des Sidi bel Abbas, des Heiligen, der in den Tagen seiner Erdwanderung vierzig Jahre lang auf einem Beine stand, das von Allah verhängt ist. Wird der mächtige Schutzpatron, wird Allah selbst die Gebete des Flehenden erhören? Viele Tausende hoffen in dieser Stunde der Not, daß in Muley Hafid der starke Held gekommen ist, der das grüne Banner des Halbmondes zum Siege tragen wird im Kampf gegen das Kreuz.

Dies und Jenes.

Wenn man das große Los gewinnt. Selbst der Lotteriegewinn. Scheint es, bedeutet keine ungemessene Freude. Als man den Wertmeister einer Cigarette in Amiens, der 100000 Francs gewonnen hatte, am nächsten Tage nach seinen Empfindungen beim Empfang der Freudenbotschaft fragte, da seufzte der Biedere tief auf und wollte nur zu antworten: „Ach, ach, ich ja... ich habe den ganzen Tag nichts essen können.“ Der Friseur Boutet aus Bordeaux versuchte später seine Eindrücke zu analysieren. Er erzählt, daß er zunächst außerordentlich verwirrt war, und daß allerlei wider-

von einigen der mächtigsten und größten Stämme des Südens kamen zu ihm und erklärten gerade heraus, Muley Hafid müsse nun wählen, ob er Herr oder Diener sein wolle. Auch jetzt noch antwortete des Sultans Bruder ausweichend und diplomatisch. „Ihr seid viele,“ sprach er, „aber ihr seid nicht alle. Laßt mich wissen, wie alle Stämme denken, und dann mit Allahs Willen will ich mich entscheiden.“

Eine oder zwei Wochen später trafen sich die Abgeordneten der Stämme auf den Ebenen von Wamma. Muley Hafid war nicht anwesend, aber er sandte ihnen eine reiche Gabe von Schuten und Korn, auf daß sie essen möchten und fröhlich sein. Sie besprachen sich untereinander, und es stellte sich heraus, daß sich

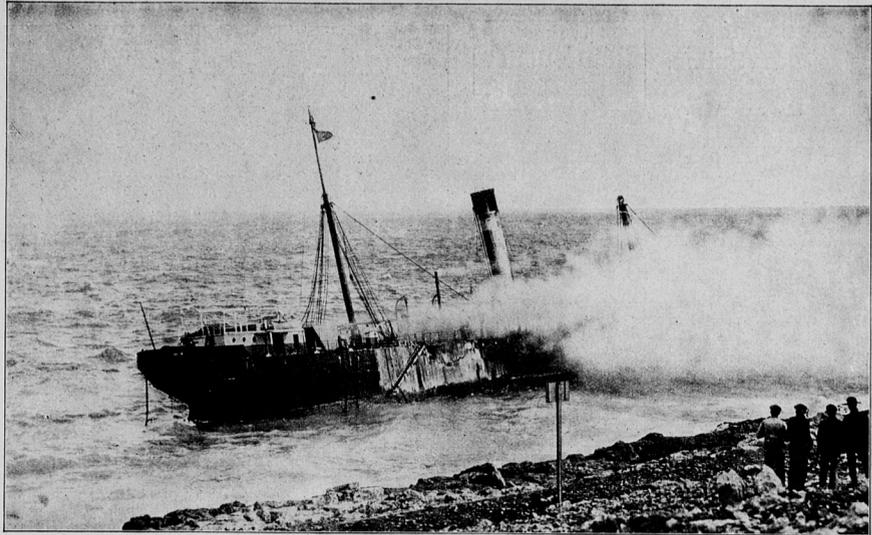
sprechende Gefühle in ihm um den Vorzug kämpften, Besorgnis, Schrecken, Unruhe und Freude. „Alles in allem war es nicht sehr angenehm, aber fürs nächste mal hoffe ich, bin ich abgehärtet.“ Ein kleiner Cafetier in Saint-Flour empfing seine 100000 Francs mit sehr gemäßigten Gefühlen und sprach tagaus tagein von den Nachteilen dieses Glückes. „Das Glück des anderen zeigt so viele Fehler,“ pflegte er zu sagen, denn er befürchtete, daß infolge seines Gewinnes der Besuch seines Cafés nachlassen werde. Ein anderer Glücklicher, ein kleiner Angestellter in Marseille, dem eine halbe Million zugefallen war, fügte sich mit größter Gelassenheit in sein Schicksal. Als die Freunde herbeieilen, um sein Gesicht zu sehen, finden sie nur die gewöhnliche phlegmatische Ruhe. „Es mußte kommen,“ meinte er gleichmütig, „ich habe im Lotteriespiel immer Chancen gehabt.“ Interessant ist es, zu unterreden, was die glücklichen Gewinner mit den ihnen unerwartet zuzufallenden Summen zu beginnen pflegen. Es ist durchaus nicht der Fall, daß die meisten sich sofort mit Luxus umgeben; ja es häßlicher der Uebervorteilte worden mit dem Leben zu ringen hatte, je gelassener pflegt er über sein neues Vermögen zu verfügen. Die Verwirrung des ersten Augenblicks wird bald von stuger Ueberlegung überwunden. Ein Omnibusfahrer gewann vor einiger Zeit das große Los. Alle seine Bekannten erwarteten, daß er sofort von seinem Voch herniedersteigen würde. Aber der Mann arbeitet ruhig weiter. Gestimmt interpellieren ihn seine Bekannten. „Ich habe mir ausgerechnet, daß die 100000 Francs mir nicht mehr eintragen würden als meine Arbeit, also arbeite ich.“ Er sitzt nach heute auf seinem Ratschbrot. Andere Gewinne waren es, die den Fischer Francois Jéhard aus Marseille bewogen, trotz der gewonnenen 100000 Francs seinem Beruf treu zu bleiben



Eine Mussestunde des Chefs der New Yorker Feuerwehr.

„Die Gewohnheit, ach ja die Gewohnheit.“
 Aufhört er nachdenklich, wenn die erkaunten Kollegen ihn fragten. Mit demselben Gleichmut weist ein kleiner Staatsbeamter, dem die Lotteriegewinnin gelächelt, den Rat seiner Freunde zurück. „Ach Gott,“ gestand er mit schöner Offenheit, wir auf dem Amt arbeiten ja doch so wenig.“ Aber nicht alle zeigen solch liebenswürdige Bescheidenheit; ein kleiner Krämer in Montargis gewinnt eine halbe Million. Er läßt sich sofort ein neues Haus bauen, und stolz prangt an der Fassade des Bauwerks die Umschrift: M. Ribouche gewann am 25. Januar 1888 in der Lotterie 500 000 Francs und ließ daher dieses Bauwerk zu seiner Wohnstätte errichten.“

Einer würdige Rente bezieht, so erzählt René Bures im „Makin“, noch heute ein kleiner französischer Provinzialbeamter. Vor Jahrzehnten erbt er 20 000 Francs. Er legte sie nicht beiseite, er ging hin und ließ sie sich umwecheln in zwanzig neue Taufentfrancs-Billetts. Kaum war er mit seinem Schatz zu Hause, da begann er die Scheine zu reiben, zu rollen, zu gerütteln, zu beschnüßeln, mit Tintensflecken zu verzieren. Am nächsten Morgen aber erscheint er an der Kasse der Banque de France, „Zweifeln Sie mir die Scheine um, sie sind wirklich zu sehr mit-



Der Brand des Schiffes „Sardinia“ an der Küste von Malta. Über hundert Menschen, darunter hundert Menschen, Dänenbergs & Co. cop.

genommen.“ Es geschieht. Allein am nächsten Morgen erscheint der Beamte wieder, und wieder bringt er zwanzig ädel zugedruckte Scheine zum Umtausch. Und das Mandat wiederholt sich vierzehn Tage lang. An der Bank wird man schließlich ärgerlich, man kennt den Herrn schon, und der General-Direktor wird verständig. Der fragmüthigsten Frauen: „Wie kommen Sie dazu, fortwährend unsere Kassenscheine unbrauchbar zu machen?“ „Gott, es macht mir Spaß, kein Gesetz verbietet es mir; und zudem,“ ruft er, „Ich weiß, daß ich's mit Recht tue. Es gibt merkwürdige Zufälle.“ „Ja, aber jedes Billett kostet 80 Centimes, Ihre Zufälle kosten uns täglich 16 Francs.“ „Stimmt“, meint ruhig der Beamte, „ich made Ihnen einen Vorschlag zur Güte: zahlen Sie mir täglich 15 Francs aus, Sie verdienen dabei täglich 1 Franc, nämlich 85, im Schaltjahr sogar mehr.“ Erst war man entrüstet, dann gab man nach, und noch heute bezieht der Schalkspf feine 15 Francs Rente.

Die Befreiung Konstantinopels von seinen Straßenhunden bezog ein Vorschlag der Jungfrauen. Die Tiere sollen mittels Schiff nach oben Jenseit im Dardanellenmeer gebracht und an einer der männlichen, auf der anderen die weiblichen Hunde untergebracht und bis zu ihrem Tode gefüttert werden.

RAETSEL

Rätselsprung.
 Von Emmy Graenp.

haft	man	ter	wie's	Dit	in	um's
haus	rig	läßt	Dich	da	so	mit
wenn	Du	liebe	trau	der	härmt	es
weib	am	f. st	aus	ist	ne	fest
Dich	die	nach's	da	gen	ferne	ge
weib	nach's	nicht	ge	lei	fein	a
sehn	nie	bricht	heil	beid	küm-	mer
					mer	al

Rätsel.

Auch das Letzte ging noch fort. — Heute verkaufte er das Wort. — Seine letzte Roßbarkeit. — Um die's ihn nicht wenig leid. — Nun ist, ohne Mitte, da, — Was er lange vor sich sah. R.

Dreißigste Scharade.

Eines Heiligen zweiter Fall
 Ist das erste Silbenpaar,
 Mit der Hirtenflöte Schall
 Hocket drei die Nymphenchar. —
 Bald, zur lieben Weihnachtszeit,
 Das Ganze groß und klein erkant.
 v. Lom.

Rätsel.

Nicht mein Wort, dem Werte wichtig,
 In recht guten, treuen Händen,
 Dann ist auch das and're wichtig,
 Das du müß'los wirst vollenden,
 Wenn du fähig ein Zeichen klein
 In das Herz dem ersten ein.
 Paul Timann-Mey.

Rätsel.

Giftig und grün steigt's auf aus dem
 gläsernen Rausch der Metorte,
 Nimm ihm das Herz, und was bleibt,
 tönt dir melodisch an's Ohr.
 N. O.

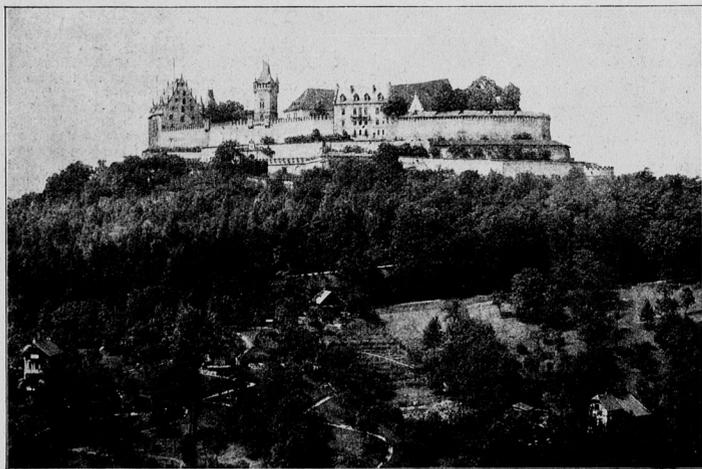
Logogryph.

Ich sage dir manches, doch ohne
 Mund, — Und ich bin dir als Weg-
 weiser nütze. — Den Namen jeder
 Arznei tu' ich kund, — In dem ich
 vor Irrthümern schütze. — Gäng'
 jezt ein Zeichen mir noch an den
 Fuß, — Werb' ich mich in Formen
 beweisen, — Die, wohl oder übel,
 man wahrten muß, — Verfehrt man
 in höheren Kreisen. Lina Mandus.



Aus Indien. Underwood & Underwood cop.

In Indien gärt es. Langsam, aber sicher gewinnt der Saß der Eingeborenen gegen ihre Herren an Umfang, und Großbritannien hat alle Hände voll zu tun, den Geist des Aufstiehs bei den Indiern niederzuhalten. Hierdurch gewinnt das Bild aus Indien symbolische Bedeutung. Noch steht die alte Rarone, eine Trophäe aus dem Jahre 1848, ruhm auf ihrem Postament, und verunglückte Eingeborene hangen rings um ihr herum. Doch wehe, wenn erst das Blut die Gesichter bergeren, und das Mordinstrument in Tätigkeit gesetzt wird.



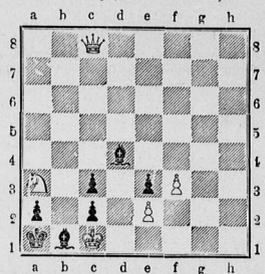
Die Veste Koburg, die von Bodo Ehardt „restauriert“ werden soll. B. I. G.

SCHACH

Redigiert von J. Mieses.

Aufgabe Nr. 166.

Von D. Pregepiörka in München.



Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabe Nr. 164 wurde richtig gelöst von: Fritz Wasserwogel, Rudolf Haager, Alex Schneider, Max Schumacher, Frau Dr. Johann Weidmann, W. Wolfsohn, Emma Heitche, Gerhard Goldheim, Otto Seifert, Josef Karl Ryna (amtlich in Berlin), Bruno Lindner in Riga, Dr. Ed. Sady, Bruno Dirichlaff in Charlottenburg; Fritz Jemm in Landsberg a. W., Sigmund Ruffert in Gießen, Frau Paula Freund, J. Wittmann in Friedmann; Lehrer Pante und Dr. Weisenberg in Tchau; Edwin Hildebrand in Wittenberg.

Anagramm.

Sechs Zeichen, anders nur gepaart,
 Sind Hakenstadt und Schlangennart.
 Heinz Minden.

Scherzfrage.

Welcher Nation geht jeder am liebsten aus dem Wege?
 Marg. Wolf.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 98.

Scherzrätsel. Hektor — Rektor.
 Dreißigste Scharade. Wegweiser.
 Scherzfrage. Manieren.

Alle Rechte auf sämtliche Artikel und Bilder sowie den gesamten sonstigen Inhalt vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur:
 Reinhold Schillingmann in Berlin.
 Druck und Verlag von Rudolf Muffe in Berlin.

Alle Einwendungen und Zuschriften sind zu richten:
 An die Redaktion des „Welt-Spiegel“
 Berlin S.W. 19.